Erinnern an die Opfer der NS-Militärjustiz

Biblisch-theologische Reflektionen, politische Impulse und aktuelle Bezüge waren am 4.Mai 2013 während des Kirchentages neben dem zentralen Hamburger Kriegerdenkmal am Stephansplatz zu hören.

Verschiedene prominente Redner würdigten die Opfer der NS-Militärjustiz, von denen allein in Hamburg mehr als dreihundert Menschen hingerichtet wurden.

Die Vorträge sind hier dokumentiert:

Rede von Bischof Gerhard Ulrich
Rede von Wolfgang Rose, ehemals Vorsitzender von Ver.di Hamburg
Rede von Prof. Fulbert Steffensky
Rede von Prof. Jürgen Ebach
Rede von Friedrich Schorlemmer
Rede von Ludwig Baumann, Wehrmachtsdeserteur

Weitere Informationen zur Erinnerung an die Deserteure und andere Opfer der Militärrichter ebenso wie die Aktivitäten für Deserteursgedenken finden Sie auch unter:

Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz,
www.bv-opfer-ns-militaerjustiz.de

Bündnis für ein Hamburger Deserteursdenkmal,
www.feindbeguenstigung.de

Bischof Gerhard Ulrich

Was bedeutet die Erinnerung an die Opfer der Wehrmachtsjustiz für die Kirche heute?

I

Meine sehr geehrten Damen und Herren!
Warum ist lebendige, aktive Erinnerung eigentlich von Nöten – vor allem auch an so einem monumentalen Kriegerdenkmal wie diesem hier auf dem Stephansplatz? Ich gestehe zunächst offen: Ich finde diesen Klotz schrecklich, schon viele Jahrzehnte. Und als „Hamburger Jung'" weiß ich um die Jahrzehnte dauernden Konflikte um diesen Klotz….
Er steht nun einmal hier – samt seiner mich jedenfalls irritierenden und deprimierenden Inschrift.

Früher, Ende der Fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts, ist mein Großvater mit mir von unserem Wohnort in Rahlstedt in die große Stadt gefahren. Er hat mir stolz seine Stadt gezeigt: den Hafen, Planten un Blomen, den Michel. Und auch die damals noch großen Trümmerfelder in der Hamburger Straße zum Beispiel; auch den großen Friedhof in Ohlsdorf. Und immer wieder führten seine Wege uns hierher, vor diesen Klotz. Und da stand mein starker Großvater, und Tränen füllten seine Augen. Er fasste meine kleine Hand und murmelte etwas wie: nie wieder, mien Jung, nie wieder!
Ich habe das lange nicht verstanden. Denn auf mich übte dieser Klotz durchaus eine Faszination aus: die marschierenden Soldaten, schwungvoll, kraftvoll, klar ausgerichtet. Es ist vielleicht eine erste Ironie in meiner Lebensgeschichte, dass ich, als ich als kleiner Junge, kurz nach Gründung der Bundeswehr, dieser Faszination erlag und mich marschierenden Soldaten anschloss – und mich verlief, nicht wieder nach Hause fand.
Später erst verstand ich die Tränen und die furchtbare Traurigkeit meines Großvaters väterlicherseits. Er hatte zwei Mal alles verloren. War mit Frau und Mutter ausgebombt worden zwei Mal, musste fliehen und gnadenweise unterkommen in fremdem Haus. Und hatte einen Sohn verloren, der am 8. Mai 1945, Stunden vor der Befreiung, als Soldat starb. Meinen zweiten Vornamen muss ich tragen, um an ihn zu erinnern.
Und mein Vater: 1939 bestieg er mit großer Begeisterung als 17-Jähriger ein U-Boot. Als er es wieder verließ, 1945,gab es seine Welt nicht mehr: die Stadt Hamburg lag in Trümmern, sein Bruder tot, sein Zuhause in Schutt und Asche.
Nichts lebte da mehr: zynisch ist der Satz, der hier steht! Weder lebte sein Land, noch lebten die Seinen, noch auch lebte er selbst! Die Jahre auf dem U-Boot haben

meinen Vater deformiert, haben seine Lebensträume bis zu seinem Tod zerstört. Er war dieser Inschrift gefolgt, hatte ohne jeden Zweifel geglaubt diese ungeheure, mörderische Verirrung, Verhöhnung des Lebens-Begriffs.
Und bis zu seinem Tod, bis ins Sterben hinein – und dann mit besonderer Qual – haben ihn die traumatischen Bilder verfolgt und ins Entsetzen getrieben von Todesangst und Blut und sinnlosem Sterben. Nie konnte er die Bilder loswerden.

Da ist dieser Klotz – da ist diese Inschrift: „Deutschland muss leben – und wenn wir sterben müssen". Zugleich wissen wir: Zehntausende sind Opfer der Wehrmachts-justiz während der NS-Zeit geworden; mit Abstand ihre größte Opfergruppe waren die Deserteure. Die Forschungen in den letzten Jahren von Militärhistorikern wie Manfred Messerschmidt oder Wolfram Wette, aber ebenso viele lokal-geschichtliche Untersuchungen haben da eindeutige Ergebnisse gebracht. An was – und an wen erinnern wir eigentlich?

Ein Ort wie dieser erfüllt mich immer wieder mit der Scham und der Last, ein Deutscher zu sein, wie Ralph Giordano das vor Jahren auf den Punkt gebracht hat. Und ich weiß, diese Scham werde ich nicht verlieren, bis ich sterbe – und: ich will sie auch gar nicht verlieren. Denn – ganz fundamental gesagt: Menschsein heißt für mich, eine Geschichte zu haben, in Geschichte und Geschichten zu leben. Ich lebe also als einer, der 1951 in Hamburg geboren wurde, seitdem nicht nur meine eigene persönliche Lebensgeschichte – sondern ich lebe immer auch verwoben in die Geschichte meines Mutterlandes oder meiner Vaterstadt. Und aus der Geschichte kannst Du nicht aussteigen!

II

Es hat sich im besten Sinne herumgesprochen, dass die Erinnerung an das was war, an das was geschehen ist, eine zentrale Aufgabe für das kulturelle Gedächtnis eines Volkes und eines Landes ist – wir können nicht geschichtslos leben , wir dürfen nicht erinnerungslos leben. Ohne Erinnerung – keine Zukunft. Wer sich nicht erinnert, droht gleichsam zu ersticken in Gegenwart, ihm oder ihr droht akute Atemnot, weil die Kurzatmigkeit des Jetzt lebensgefährlich werden kann. Das Leben duldet keinen Schlussstrich – keinen reinen Tisch… Das Leben braucht vielmehr Vergebung – und die ist nicht zu haben ohne die Erinnerung an das, was war und an das, was geschehen ist – und immer wieder geschieht. Das gilt es aktiv aufzunehmen und zu gestalten, sich auch notwendigerweise zu streiten um die angemessene Form und die Formen des Erinnerns. Ich plädiere also dafür, dass wir aktive Subjekte der Erinnerung sind – und nicht passive Objekte der Erinnerung, die dann immer wieder eingeholt werden würden von dem Grauen. Anders ausgedrückt: Lebensgeschichten müssen weiter erzählt werden, gegen die Hoffnungslosigkeit der Todesgeschichten, die uns immer wieder einholen. Denn mir scheint: Auf Dauer ist der Mensch nicht dazu fähig, in Verdrängungsmechanismen zu existieren!

III

An was – und an wen erinnern wir eigentlich? Und wie?
„Deutschland muss leben – und wenn wir sterben müssen“ – Ich kann mir nicht helfen: Bei dieser Inschrift – eine gottlose Inschrift, denn Gott wird da ja nicht genannt – muss ich an den Terminus „Turnlehrertheologie“ denken, den Heinrich Böll Ende der 50iger Jahre, scharf und zugespitzt böse, geprägt hat mitten in den Debatten um die Wiederbewaffnung und die mögliche Ausrüstung mit Atomwaffen.(siehe: Heinrich Böll, Brief an einen jungen Katholiken, 1958)
Mit „Turnlehrertheologie“ beschreibt Böll den bedenkenlosen Aufruf zur Tapferkeit im Kampf, zu bedingungslosem Gehorsam gegenüber jeglichem Befehl.
„Turnlehrertheologie“ ist ein Angriff auf das Gewissen des Einzelnen, diese anarchische Instanz in einem Menschen, in die sich ja möglicherweise eingebrannt hat das Gebot: „Du sollst nicht töten!“
Diese Instanz aber war es ja, die auch in der Zeit des NS-Regimes sich gemeldet hatte bei den Männern, die genau darum den Wehrdienst verweigerten, die „Wehrkraftzersetzung“ (so hieß der Straftatbestand damals) betrieben, die abhauten aus der Truppe und desertierten.
Mit so einer „Turnlehrertheologie“ will ich jedenfalls nichts zu schaffen haben – im Gegenteil!
Die Kirchen haben es neu lernen müssen nach dem Ende des II. Weltkriegs „Krieg soll nach Gottes Willen nicht sein!“ Gewalt darf nur im äußersten Notfall als „ultima ratio“ – und unter strikter Einhaltung des Völkerrechts – geduldet werden. Gewalt oder die Drohung mit Gewalt kann also nur angesehen werden als ein Übel, das notwendig sein kann, um Schlimmeres zu verhindern in der unerlösten Welt (siehe die These V der Barmer Theologischen Erklärung von 1934). Das heißt: Jegliches den Krieg verherrlichendes Getöse ist von Übel!
Ich bin dankbar, dass das Selbstverständnis der Bundeswehr genau das beinhaltet. Ich bin dankbar, dass heute Soldaten und Zivilisten gemeinsam kritisch gegenüber der Botschaft dieses Steins hier sind. Denn, ganz anders als es die gottlose Inschrift dieses Denkmals suggeriert: Das Leben eines jeden Soldaten, einer jeden Soldatin hat einen unendlichen „Wert“, der niemals einem angeblich höheren Zweck „geopfert“ werden darf. In dieser Solidarität, in dieser kritischen Solidarität, stehen die großen Kirchen zum Auftrag der Bundeswehr und zu ihrem kirchlichen Auftrag der Seelsorge an Soldatinnen und Soldaten innerhalb unserer Bundeswehr. Bilder, die meinen Vater sein Leben lang begleitet haben, drangsalieren z. B. auch Soldatinnen und Soldaten, die in Auslandseinsätzen fern von ihren Familien sind und das Töten erleben, Freunde sterben sehen und selber in Todesangst sich verlieren. Sie sind oft traumatisiert für den Rest ihres Lebens, sind nicht mehr dieselben, wenn sie nach Hause kommen.
Wenn Du den Frieden willst, dann bereite den Frieden vor! – das muss das Leitwort sein und bleiben für Soldaten und Zivilisten gleichermaßen!

Namen von einzelnen sind es, die Geschichte lebendig machen und anschaulich. Ich erzähle abschließend von drei Männern, deren Leben da endete, wo ich längere Zeit gelebt habe – in der Landschaft Angeln an der Ostsee:

An der Flensburger Förde – am Strand von Norgaardholz steht seit einigen Jahren ein Stein, fast ein Gegenstein zu diesem Klotz hier, nur wenig mehr als 100 Kilometer von hier, mit folgender Inschrift:

„Wir werden die letzten Opfer dieses Kriegs sein;
Und auch umsonst, wie so viele Gefallene."

Matrose Fritz Wehrmann – 26 Jahre
Obergefreiter Martin Schilling – 22 Jahre
Marinefunker Alfred Gail – 20 Jahre

Diese drei wurden noch zwei Tage nach der militärischen Kapitulation Deutschlands, nämlich am 10. Mai 1945, von NS-Marinerichtern wegen „schwerer Fahnenflucht" zum Tode verurteilt und an Bord des Begleitschiffs „Buea" vor Norgaardholz erschossen.

Alfred Gail – 20 Jahre – hatte dazu in seinem Abschiedsbrief an die Eltern geschrieben – und auch das steht auf dem Stein zu lesen: „Glaubt mir, ich bin kein Verbrecher, wenn man mir auch jetzt die Ehre genommen hat. Ich habe es lediglich getan, nachdem der Krieg ja aus war, und um Euch dann beschützen zu können." (Siehe dazu den Roman „Steilküste" von Jochen Missfeldt, 2005)

Drei, die aus der Marschkolonne getanzt waren, weil sie hungrig waren nach Leben…

Wolfgang Rose

Faschismus war und ist ein Verbrechen

Wohl allen, die heute hier versammelt sind, hat dieser Klotz ein Leben lang auf der Seele gelegen. Kindern, die ihn zum ersten Mal sehen, macht er Angst, er kommt ihnen massig und mächtig und einschüchternd vor. Und über die Inschrift "*Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen"* mag man kaum noch reden. Sie bleibt eine Parole für alle, die aus den Kriegen nichts gelernt haben und nichts lernen wollen. Dieses Monument, das 1934 errichtet wurde, sollte den Ungeist der damaligen Zeit transportieren.

Eine "Heldengedenkstätte" wollten die Nazis schaffen, eine Keule gegen die Barlach-Stehle an der Binnenalster, die 1931 als Mahnmal gegen den Krieg errichtet worden war. Und Hamburg wäre viel erspart worden, wenn die britischen Besatzungsbehörden nach dem 2. Weltkriege ihren Beschluss verwirklicht hätten, das Ding hier ganz einfach weg zu sprengen. Nein, wenn es schon „Heldengedenkstätten" geben sollte, dann bitte für die wahren Helden - diejenigen, die sich den Nazis widersetzen, die human blieben, die Widerstand leisteten oder desertierten.

Mahnmale für die Opfer des Nazi-Regimes gibt es einige in Hamburg, aber es gibt kein Denkmal für die Desertierten. Es ist höchste Zeit dafür. Denn auch jeder Deserteur der Wehrmacht hat ja seinen ganz persönlichen Beitrag geleistet, um dem Hitler-Regime die notwendige Niederlage zu bereiten. Und auch wenn sich Geschichte nicht nachträglich korrigieren lässt: Stellen wir uns einmal vor, alle Soldaten der Hitler-Armee wären davongelaufen, einer nach dem anderen. Wo sich niemand einziehen und einspannen lässt, da kann es keine Kriege geben. Nur weil es so wenige Deserteure gab und so viele, die mitmarschierten, konnte die Kriegsmaschine so lange und furchtbar wüten.

In jedem Dorf gibt es ein Ehrenmal für die gefallenen Soldaten. Und sicher brauchen auch die Angehörigen toter Soldaten ihren Ort der Trauer. Aber es muss dann erst recht auch Würdigungen derjenigen geben, die sich eben dieser schrecklichen sogenannten „Pflichterfüllung" entzogen und NEIN gesagt haben.

Lange hat es gedauert, bis wir in Senat und Bürgerschaft jetzt in einem zweiten Anlauf ein Deserteursdenkmal beschlossen haben. Am Dienstag dieser Woche hat der Senat entschieden und ich halte es für eine wirkliche demokratische Besonderheit, die es zu würdigen gilt, dass alle Fraktionen der Bürgerschaft dieses Projekt unterstützen. Ich zitiere unsere Kultursenatorin Barbara Kisseler:

„Es war ein langer Weg zur Rehabilitierung dieser Opfergruppe in Deutschland. Auch die Geschichte der Wehrmachtsjustiz in Hamburg ist bis heute wenig erforscht. Die Bürgerschaft hatte im Juni letzten Jahres einstimmig beschlossen, sich diesem Teil der Deutschen Geschichte zu stellen und der Opfer angemessen und respektvoll zu gedenken."

Ja, liebe Freundinnen und Freunde, es gab Alternativen zum Wehr- und Kriegsdienst, das müssen wir allen sagen, die heute den Kriegsdienst zwischen 1939 und 1945 zu einer Unabänderlichkeit verklären wollen. In Polen, Frankreich, der Sowjetunion und überall in Europa wurde nicht Deutschland verteidigt. Es wurde das

Selbstbestimmungsrecht der Völker und Menschen mit Füßen getreten und ein undemokratisches und menschenfeindliches Regime verteidigt. Terror war das, mehr nicht. Niemand weiß, wie er sich unter dem Druck eines diktatorischen Regimes verhalten hätte, aber gerade deshalb und umso mehr müssen wir den Deserteuren endlich ein Denkmal setzen für ihre Haltung.

Denn Deserteure waren keine Verräter, im Gegenteil. Sie dienten der Menschlichkeit. Der Schriftsteller und ehemalige Soldat Michael Guttenbrunner hat Deserteure aus der Wehrmacht die „bessern Kameraden“ genannt, weil sie die „Sklavenkette“ der Diktatur sprengten. Viele haben dafür mit ihrem Leben bezahlt, abgeurteilt durch Volksgerichtshöfe und Schnellgerichte oder einfach nur so im Straßengraben.

Rund 30 Deserteursdenkmäler sind in Deutschland gezählt worden. Das sind mal kleine Stolpersteine oder Gedenktafeln, mal große Skulpturen. Oft erinnern sie an den unbekannten Deserteur, weil die Namen fehlen. Aber immer sind solche Denkmäler Respektbekundungen und Leuchttürme der Moral. Dieser Klotz hier ist das nicht. Und nur, weil Steine keine Gefühle kennen, ist dieser Klotz noch immer nicht aus Scham im Erdboden verschwunden.

„Er hat ja nur seine Pflicht getan.“ Wie oft ist seit 1945 dieser Satz bemüht worden, um mit den Folgen des Krieges in den Familien fertig zu werden. Doch es ist ein gefährlicher Satz, weil ihn ja auch die Kinder gehört haben, die später selbst einem moralischen Kompass folgen müssen. Ein Denkmal für die mutigen Menschen, die sich dieser Pflichterfüllung entzogen haben, ist deshalb auch für die nachfolgenden Generationen so wichtig. Es kann helfen, das Bewusstsein dafür zu fördern, dass Widerstand zur Pflicht werden kann.

Ich will an dieser Stelle aber für mich auch eins feststellen, was manchmal in schnellen Verallgemeinerungen untergeht:

Für mich gibt es zwei entscheidende Unterschiede zwischen der Wehrmacht während der Nazi- Diktatur und der heutigen Bundeswehr, die allgemeine Möglichkeit der Kriegsdienstverweigerung - auch ich habe von diesem demokratischen Recht Gebrauch gemacht -, und die Tatsache, dass die Bundeswehr eine Parlamentsarmee ist und die Soldaten nicht auf einen Diktator vereidigt werden.

In Österreich gibt es schon länger eine starke Bewegung für die Ehrung der Deserteure. Dr. Hanno Loewy, der Leiter des Jüdischen Museums in Hohenems, hat die Kampagne mit folgenden Argumenten unterstützt:

„Es ist seit langem überfällig, dass sich die Gesellschaft endlich zu den Opfern der nationalsozialistischen Wehrmachtjustiz bekennt. … Es ist bestürzend, wie viele Angehörige von Deserteuren der Wehrmacht mit einem Gefühl der Beschämung leben mussten. Nicht die nationalsozialistischen Täter waren Außenseiter nach 1945, sondern noch immer diejenigen, die sich widerständig gezeigt hatten. Und sei es nur, indem sie sich geweigert hatten an einem Vernichtungskrieg aktiv teilzunehmen.“

Ein Denkmal für sie wäre also auch ein öffentlicher Akt ihrer Rehabilitierung.

Liebe Freundinnen und Freunde, wir sind ja heute auch hier, weil wir wissen, dass Frieden und Demokratie nicht von selbst kommen und bleiben, sondern dass sie jeden Tag und überall durch aktives Handeln in Politik und im Alltag neu erkämpft und bewahrt werden müssen. Das haben wir auch von denen gelernt, die im Widerstand gegen die Nazis standen und die wir hier an dieser Stelle ehren. Ich sage das aber auch ganz bewusst mit Blick auf Ereignisse der jüngeren Geschichte.

Ich weiß sehr wohl zu unterscheiden zwischen der größten Menschenvernichtung, die in unserer Geschichte stattgefunden hat, und alarmierenden Zeichen in unserer heutigen Zivilgesellschaft. Aber gerade deshalb müssen wir diese Zeichen ernst nehmen, und wir müssen als Demokraten darauf reagieren. Wir haben gesehen, dass Ausländerheime angezündet und Einwanderer totgeschlagen wurden. Wir haben erleben müssen, dass die NSU- Terrorgruppe zehn Jahre lang unerkannt mordend und brandschatzend durch Deutschland gezogen ist – eine Schande für die Unfähigkeit unserer Sicherheitsbehörden. Und wir hören immer wieder, wie frech die NPD an den Schulen die Jugendlichen agitiert.

Das alles sind unübersehbare Alarmzeichen für Demokraten: Respekt und die Wahrung der Menschenwürde – sie sind keine Selbstverständlichkeit mehr, wir müssen aktiv etwas dafür tun, damit sich so ein Unrecht niemals wiederholt. Wir dürfen diese unsere Geschichte nie vergessen, damit nie wieder Gleichgültigkeit und Angepasstheit und Wegsehen gegenüber offensichtlichem Unrecht den Weg ebnen für einen neuen Faschismus und Rassismus in unserer Gesellschaft.

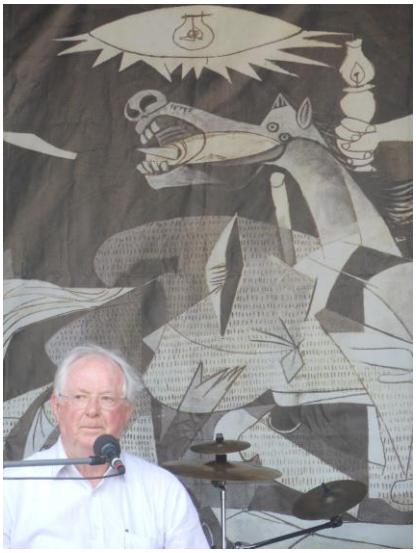
Dazu gehört auch, dass wir im Alltag Zivilcourage zeigen, wenn uns Rassismus, Ausländerfeindlichkeit und Ausgrenzung von Minderheiten begegnen, und dass wir auf die Straße gehen und Gesicht zeigen, wenn sich Neonazi-Banden in den Stadtteilen breit machen und Rechtsextremisten in die Parlamente einziehen. Und dazu gehören die Aufklärung der Jugend in einem guten und chancengleichen Bildungssystem, eine Politik der Erhaltung des Sozialstaates und der Durchsetzung sozialer Gerechtigkeit in unserer Gesellschaft und nicht zuletzt das Verbot der NPD.

Wir müssen wachsam sein und bleiben: Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie kommen nicht von selbst, sondern müssen jeden Tag neu erkämpft werden. Und deshalb ist es gut, dass wir uns heute hier an diesem Symbol der Unmenschlichkeit versammelt haben. Hier und an den vielen anderen Orten, an denen Krieg und Diktatur verherrlich werden, müssen wir immer wieder unsere Stimme erheben.

Denn Faschismus war und ist keine Meinung, Faschismus war und ist ein Verbrechen.

Fulbert Steffensky

Die Nachricht der Hingerichteten



Das Leben wird vorbereitet durch Erzählungen über die Toten. Franz Jägerstätter: die Geschichte eines Kriegsdienstverweigerers, eine Lebensgeschichte, eine Geschichte gegen den Tod. Er wurde 1907 in Oberösterreich geboren, unehelicher Sohn einer Dienstmagd. Er besuchte eine einklassige Volksschule, hatte kaum Möglichkeiten, sich zu bilden, erlebte eine Kindheit in Armut und Hunger. Er war Bibelleser und Nazigegner. Er hört früh von der Vernichtung von psychisch Kranken in Ybbs. Wieso hat der ungebildete Bauer davon gehört, wo doch alle anderen nichts gewusst haben? Wie kam der Ungebildete dazu, die Fratze des Krieges zu sehen? Wie kam sein Gewissen zu folgenden Sätzen: „Welcher Katholik getraut sich, diese Raubzüge, die Deutschland schon in mehreren Ländern unternommen hat, … für einen gerechten und heiligen Krieg zu erklären?“ Und weiter: „Was wäre es für ein Unterschied, wenn nicht ein Gotteshaus mehr geöffnet wäre, wenn die die Kirche ohnehin zu allem schweigt, was geschieht?“ Er war einer der wenigen, die wussten, dass man für sein Wissen wie für sein Nicht-Wissen verantwortlich ist. Man ist nicht nur vor seinem Gewissen verantwortlich, man ist auch für seine Wissen und Gewissen verantwortlich. Er beschließt, den Kriegsdienst zu verweigern, eine Entscheidung, die ihm nicht in den Schoß gefallen ist; um die er gerungen hat. Er hat sie mit seinem Bischof besprochen. Der will ihm das Gewissen nehmen und erklärt, dass er als ungebildeter Mensch für solche Fragen nicht verantwortlich sei. Die Obrigkeit ist verantwortlich, die kirchliche und die weltliche. Dieser Bischof hält noch bis nach dem Krieg die Entscheidung von Jägerstätter für unverantwortlich. Er schreibt 1946: „Ich habe umsonst ihm die Grundsätze der Moral über den Grad der Verantwortlichkeit des Bürgers und Privatmannes für die Taten der Obrigkeit auseinandergesetzt und ihn an seine viel höhere Verantwortung für seinen privaten Lebenskreis, besonders für seine Familie erinnert.“ Jägerstätter wird wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt und am 9. August 1943 enthauptet. Nach dem Krieg unterdrückt der Bischof die Publikation des Falles Jägerstätter in seinem Bereich. Kein Denkmal, keine Erinnerung, keine Geschichte, die dem Leben dient, jedenfalls zunächst nicht. Zunächst ist er auch nach dem Krieg der Vaterlandsverräter, und seine Witwe bekommt es im Dorf zu spüren. Das Denkmal kommt später, als es ungefährlich ist, es zu setzen. Jägerstätter wird 2007 von der katholischen Kirche seliggesprochen.

Das Leben und der Tod dieses Menschen erinnern mich an die Geschichte einer wehrlosen und unbezwingbaren Schönheit. Ich höre sie und erinnere mich nicht nur daran, was ihm angetan worden ist. Seine Geschichte bildet mich. Sie lehrt mich

wünschen. Sie ist auch Trost, es ist die Erinnerung einer unzerstörbaren Würde. Dieser Mensch mit seiner Geschichte ist heilig wie das gebrochene Brot des Abendmahls. „Seht,welch ein Mensch!“, sage ich nicht nur im Entsetzen darüber, was ihm angetan wurde, Mitten in der Zerstörung des Lebens lehrt der Mut, die Stärke und die unbezwingbare Würde dieses Menschen, dass das Leben möglich ist. Seht die Schönheit dieses Menschen! Welch ein Widerspruch: die Geschichte, die einem die Sprache verschlägt, lehrt zugleich, das Leben zu preisen. Manchmal wächst die Schönheit mitten im Land des Todes, wie sein Beispiel zeigt. Wir habenkein Recht, nur die Zerstörung zu nennen. Wir haben die Pflicht und den Trost wahrzunehmen, dass dort ein Leben gelungen ist inmitten der Zerstörung. Diese Geschichte ist wie ein Mantel, der unser Leben wärmt.

Eine Tradition haben, heißt an die Stelle der Toten zu treten, nicht nur um ihre Arbeit fortzusetzen. Wenn wir uns ihrer erinnern, haben wir auch Teil an ihrer Vision und an ihrem Glauben an das Leben. Wir sind nicht mehr zu verzweifelter Heutigkeit verdammt, wir haben eine Herkunft in den
Geschichten der Toten. Eine Tradition haben, heißt, nicht für alles stehen müssen. Wir haben die Bilder der Toten. Sie lehren uns klagen über das, was ihnen angetan wurde, Sie lehren uns das Leben loben in allem, was ihnen gelungen ist. Wir sind nicht nur auf unsere eigene Stärke angewiesen. Die Erinnerung bildet unsere Seele. Wir lernen unser Gewissen, und wir lernen wünschen, selber gut zum Leben zu sein. Die Toten wärmen uns mit den Mänteln ihrer Geschichten.

Es gibt Menschen, die es nicht ertragen, Söhne oder Töchter zu sein. Sie ertragen es nicht eine Herkunft und eine Tradition zu haben, Tote zu haben, die vor ihnen gelacht und geweint, geliebt und geträumt haben. Sie sind gezwungen, Originale zu sein und alles in eigenem Namen zu tun und zu verantworten. Welcher Zwang, erster zu sein! Welcher Zwang, den Trost der Toten nicht zu kennen! Wir kommen nicht aus dem Nichts, und wir gehen nichts ins Nichts. Wir haben Väter und Mütter. Wir haben Tote, deren Träume wir weiter träumen und deren Hoffnung wir weiter tragen. Wer sich nur an sich selbst erinnert, lebt kärglich und seine Lebenszuversicht ist dürftig. Mehr Lebensmeisterschaft als die eigene hat er nicht. Tote haben, eine Herkunft haben, heißt, dass man nicht an sich selber verhungern muss.

Das Leben wird vorbereitet durch Erzählungen über die Toten. Auch das gilt: Der Tod wird vorbereitet durch die Erzählungen über die Toten. „Mortui viventes obligant.“ -„ Die Toten verpflichten die Lebenden.“ Steht auf vielen Kriegerdenkmalen. Welche Toten verpflichten? Wozu verpflichten sie? Wozu verpflichtet der große Klotz mit der Inschrift von Heinrich Lersch „Deutschland muss leben, auch wenn wir sterben müssen .“ ? (Ich wünsche übrigens, dass dieses Denkmal stehen bleibt und dass seine Schrift nicht ausgelöscht wird. Es muss auch Erzählungen und Denkmale unserer Schuld geben.) Sie verpflichten zum Götzendienst, zum Opferdienst für ein vergötzten Vaterland. Das Opfer wird zur Garantie des Sinns. Wir kennen die Sprüche, die den Opfertod preisen. „Heldenwangen blühen / schöner auf im Tod.“

(Max von Schenkendorf). Der Germanist Gustav Roethe 1915: „Das kostbare an der deutschen Treue ist das rückhaltlose Einsetzen des ganzen Menschen, das nicht dingt, nicht wägt, nicht schwankt, sondern durchhält bis zuletzt, und mag der Erdball darüber in Trümmer gehen.“ Wir wissen: Er ist in Trümmer gegangen.

In Hamburg-Altona steht im Garten der Johanniskirche eine 1925 errichtete Stele als Kriegerdenkmal, die an die Toten eines Infanterieregiments aus dem ersten Weltkrieg erinnert. Martialische Inschriften deuten den Tod der Soldaten und verherrlichen Krieg und Heldentum. Kniend hält ein Soldat ein riesiges Schwert. Das war die alte Erzählung vom Tod der Helden. „Niemand hat eine größere Liebe“ als sie, die für Volk und Vaterland ihr Leben gelassen haben. Und nun eine schöne Gegengeschichte: Eine Gruppe in der Gemeinde bezweifelte diese alte Erzählung, und um das alte Denkmal wurden 1996 drei große Gläserne Tafeln gestellt, die ausgemergelte, leidende Gestalten zeigen. Es sind keine Helden, es sind durch den Krieg geschundene Figuren, die an KZ-Häftlinge erinnern. Dies ist eine Gegenerzählung, die Krieg und Opfer nicht mehr verherrlicht, sondern von Schuld und Schrecken erzählt.

Es erzählen nicht nur die Denkmale aus Stein. Die Straßennamen einer Stadt sind Erzählungen davon, was Menschen wichtig ist und woran sie erinnern wollen. Auch sie haben eine Botschaft – die Tannenbergplätze, die Roonstraßen, die Gneisenauplätze, die Waterloostraßen, die Sedanstraßen, die Lieder der Schlachten und Generäle! Das theologische Institut der Hamburger Uni liegt in der Sedanstraße. Zur Zeit des Höhepunktes der Friedensbewegung haben unsere Studierenden beim Hamburger Ordnungsamt eine Eingabe gemacht: Die Sedanstraße sollte in Sesamstraße umbenannt werden. Dem wurde nicht stattgegeben.

Ich schließe mit einer kleinen Meditation, mit Gedanken über den schwebenden Engel in der Antoniterkirche in Köln, ursprünglich ein Kriegerdenkmal aus dem Dom zu Güstrow von 1927. Viele von Ihnen werden ihn kennen. „Der Schwebende“ ist ein unheroisches Denkmal, das nichts verklärt, sondern nur den Schmerz über die sinnlosen Tode ausdrückt. Darum wurde der Engel als entartete Kunst von den Nationalsozialisten mit Zustimmung der Kirche eingeschmolzen. Die Figur trägt die Gesichtszüge von Käthe Kollwitz. Sie hängt über einer Steinplatte mit den Jahreszahlen der beiden Weltkriege. Ein Engel behütet die Toten, die Opfer der Kriege. Er beschönigt nichts. Er behauptet nicht, das grausame Sterben hätte einen Sinn gehabt. Er behauptet nicht, die toten Soldaten jener Kriege seien Helden gewesen und niemand habe eine grössere Liebe gehabt als jene. Er behütet die Toten, die ihr Leben nicht gegeben haben für irgendetwas, sondern denen es genommen wurde für nichts. Man muss etwas über den Tod der Toten sagen können; dass er jemandem oder einer grossen Sache gedient habe. Man muss etwas über sie erzählen können. Der Engel sagt nichts. Er schweigt. Er hat keine Botschaft, die ihren Tod verklärt. Er hat nur einen Auftrag: er muss die Toten behüten. Er behütet diese Toten, die umsonst gestorben sind und von deren Tod

niemand lebt. Diese Toten brauchen den Trost des Engels, weil ihr eigener Tod sie nicht tröstet. Sie können nicht stolz sein auf ihren Tod. Ihre Väter und Mütter, ihre Bräute und ihre Kinder können nicht stolz auf den Tod dieser Toten sein. Sie sind für nichts gestorben, nicht alt und lebenssatt, nicht für Volk und Vaterland. Sie wurden den Dämonen geopfert. Ihr Tod hat dem Leben nicht gedient, ihr Blut hat das Land besudelt, nicht gedüngt und nicht gereinigt wie der Tod von Franz Jägerstätter. Wer anders könnte sie trösten als dieser schweigende Engel.

Man muss auch die Engel behüten, diese Boten, die keine andere Botschaft haben als den Hinweis auf das sinnlos vergossene Blut. Das hat man ihm vorgeworfen, dass er keine gute Nachricht über den Tod der Toten hatte, sondern nur seine Tränen über sie. So haben es die Kirchenmänner in Güstrow damals gesagt: „Der slawische Engel ist nicht würdig, den Güstrower Dom zu schmücken.“ Er hatte ja keine gute Botschaft über den Tod dieser Toten. Die eifrigen Kirchenleute haben ihn den Dämonen jener Zeit ausgeliefert. Die Dämonen haben ihn zerstört und eingeschmolzen. Der Erlös ging als Blutgeld an die Kirchen. Man muss die Engel bewachen, die die Toten trösten, die aber nichts Tröstliches über den Tod der Toten zu sagen wissen. Behütet die schweigenden Engel!

Prof. Jürgen Ebach

Keine Helden

Kleine Rede während des Kirchentags

Der Krieg beginnt. Der Befehlshaber steht vor der versammelten Truppe und sagt: „Hat jemand von euch Angst? Der soll unverzüglich und unbehelligt nach Hause zurückkehren.“ Zuvor hat er schon alle die nach Hause geschickt, die mit ihrer Freundin noch nicht verheiratet und ohne Kind sind, ebenso diejenigen, die noch ihr neues Heim einrichten, und auch die, welche den Ertrag einer angefangenen Arbeit noch genießen sollen. Denn wenn sie im Krieg umkämen, dann würde ein anderer ihren Platz einnehmen und das solle ja nicht sein.

Was für ein aberwitziger Traum! Wer Angst hat, soll die Truppe verlassen – da wäre ich gewiss bei den allerersten. Und wer soll da noch zum Kämpfen übrig bleiben? Stehen diese Worte eines Heerführers in einer pazifistischen Satire, welche die Absurdität des Kriegs vor Augen führt? Wer könnte so etwas geschrieben haben? Der frühe Bert Brecht, Kurt Tucholsky vielleicht, Jaroslav Hašek, der Autor des „braven Soldaten Schwejk“ oder gar Franz Kafka? Nein, diese Anweisungen stehen in der *Bibel*, in den Kriegsgesetzen des 5. Mosebuches (Dtn 20,5-8).

Ich will es mir als Theologe und Bibelwissenschaftler nicht zu einfach machen. Die biblische Passage, deren Wortlaut ich lediglich leicht modernisiert habe, dokumentiert keine pazifistische Grundhaltung. Die Angst haben, erscheinen da keineswegs als die besseren Menschen. Sie werden zurückgeschickt, damit sie nicht, wie es dann heißt, mit ihrer Angst die anstecken, die den gebotenen Gotteskrieg zu führen haben. Sie kommen also durchaus – so der später übliche Begriff – als „Wehrkraftzersetzer“ ins Bild. Aber sie werden nicht als Deserteure bestraft oder gar getötet. Sie sollen nur nicht dabei sein. Das wär’ doch schon was!

Und *muss* man nicht manchmal die Wehrkraft zersetzen? Einer, der das tut, ist in der Bibel der Prophet Jeremia. Statt eines sinnlosen Krieges gegen die Babylonier plädiert er für das schlichte Überleben. Er mache mit seinen Reden die Hände der Soldaten schlaff, werfen ihm die Nationalkonservativen bei Hofe vor und fordern seinen Tod (Jer 38,4). Jeremia ist kein Held, der die Bereitschaft zum eigenen Tod als Beweis der Wahrheit seines Tuns ausgibt. In dieser Logik wären ja heutige Selbstmordattentäter Helden. Sind dagegen nicht die Deserteure, die nicht länger mitmachen wollten beim Töten und Getötet-Werden, die wahren Helden?

Nein, eben dafür plädiere ich *nicht*. Ich fände es fatal, wenn ein Deserteursdenkmal neben diesem furchtbaren Klotz, an dem wir hier stehen, zu einer *neuen*, *wahren*

Heldengedenkstätte würde und wenn unsere Veranstaltung auch nur von Ferne etwas von einem Heldengedenkkirchentag hätte.

Ich habe lange in Hamburg gelebt; im Hauptgebäude der Universität – von hier aus schräg hinter dem Dammtorbahnhof – habe ich Vorlesungen gehört und viel später auch gehalten und eine Zeit lang wohnte ich als Student in der diesem Denkmal gegenüber liegenden Esplanade im damaligen Haus der ESG. Der schreckliche 1936 eingeweihte Kriegsklotz mit seiner ebenso schrecklichen Inschrift war mir ein alltäglicher, ebenso widerlicher wie dann leider auch gewohnt gewordener Anblick. „Deutschland muss leben/ und wenn wir sterben müssen“, steht da, nach einem Satz aus einem Gedicht des zunächst sozialistisch-katholischen Arbeiterdichters und späteren NSDAP-Mitglieds Heinrich Lersch.

Als ich 1972 von Hamburg nach Bochum ging, kam ich in eine sehr andere Stadt. Aber auch da gibt es – nicht ganz in der Stadtmitte, doch nicht weit davon und zudem in unmittelbarer Nähe zweier Gymnasien – ein ähnlich monströses Denkmal. Es wurde 1928 eingeweiht und zeigt einen riesigen steinernen Löwen, der von einem in seiner Seite steckenden Pfeil tödlich getroffen ist und nach Südwesten zum „Erbfeind“ Frankreich hin brüllt (so lautet die Aufschrift): „Der Überzahl/ erlegen/ Im Geiste/ unbesiegt”. Solche Klötze gibt es in vielen deutschen Städten und es gibt, Gott sei Dank, in vielen Städten auch Versuche, sie, wenn man sie schon nicht entfernen kann, durch weitere und gegenstrebige Denkmalformen zu ergänzen und so auch zu korrigieren. Alfred Hrdlickas 1985/86 errichtetes „Gegendenkmal“ hier am Stephansplatz steht für solche Formen; am genannten Bochumer Löwen gibt es immerhin seit 1990 eine zusätzliche Bronzetafel mit der Inschrift: „Dieses Denkmal – errichtet – 1928 zur Verherrlichung des Heldentodes und des Krieges – ist uns heute Mahnung zur friedlichen Verständigung unter den Völkern!“ Zu solchen Erweiterungen und Korrekturen gehört, so meine ich entschieden, auch ein Denkmal für Deserteure. Aber ich meine ebenso entschieden: Es sollte eines sein, das sie gerade nicht zu *Helden* macht.

In Bert Brechts „Leben des Galilei“ gibt es eine Szene, in der auf Galileis Widerruf einer seiner entsetzten Anhänger laut klagt: „Unglücklich das Land, das keine Helden hat!“ Galilei tritt hinzu und sagt: „Nein. Unglücklich das Land, das Helden nötig hat.“[1]

Die Deserteure der Weltkriege und die fahnenflüchtigen Männer und Frauen in heutigen Armeen waren und sind in meinen Augen keine *Helden*. Wohl nur wenige von ihnen haben ihre Desertion als aktiven Widerstand gegen das politische System verstanden, dem sie nicht länger dienen wollten. Viele desertierten – so schreibt Alfred Andersch – „Nicht aus Furcht vor dem Tod, sondern aus dem Willen zu leben.“[2] Und die meisten wollten schlicht nicht länger mitmachen beim Töten und Getötet-Werden. Mancher Held ist einer, der Angst vor der Angst hat. Aber die Angst ist ein Menschenrecht und ein Denkmal für diejenigen, die sich dem Kriegsdienst aus Angst entzogen haben, wäre ein Monument der Menschenwürde. Andersch schreibt in seinem Buch „Die Kirschen der Freiheit“, in dem er von seiner eigenen Desertion

im Juni 1944 berichtet: „Der Wert des Menschen besteht darin, daß er Mut und Angst, Vernunft und Leidenschaft nicht als feindliche Gegensätze begreift, die er zerstören muß, sondern als Pole des einen Spannungsfeldes, das er selber ist.“[3]

Mit einer fast komischen Passage aus dem Alten Testament habe ich begonnen. Sie ist allemal geeignet, das noch immer verbreitete Zerrbild, nach dem das Alte Testament vor allem von Krieg und Gewalt bestimmt sei, in Frage zu stellen. Aber war es denn *wirklich* so, wie es jene Passage der Kriegsgesetze anweist? Durften da *wirklich* alle die nach Hause gehen, die noch etwas sehr Wichtiges zu erledigen oder die einfach Angst hatten? Nein, so war es gewiss nicht. Diese Sätze gehören zum fiktiven Programm von Kriegen, die es in der Realität gar nicht gab. Die Gotteskriege, um die es da geht, sind gerade keine Anweisung für real geführte, politisch motivierte Kriege. Der Krieg ist kein Mittel der Politik – *das* ist die Botschaft jener Schilderungen der Gotteskriege, bei denen es gerade nicht aufs militärische Kalkül ankommt. Es gäbe heute kein besseres Mittel, reale Kriege unführbar zu machen, als den Anweisungen für jene biblischen Gotteskriege zu folgen. Dann müsste man z.B. einmal nur die Linkshänder in den Kampf schicken oder diejenigen, die auf eine ungewöhnlich Weise an einer Quelle Wasser schlappen.[4] Liest man genau, so erweisen sich nicht wenige biblische Passagen, die als Gewalttexte erscheinen, als Texte gegen die Gewalt. Und doch ginge es fehl, die Bibel auf die Friedensbotschaft zu reduzieren und sie allein für den Pazifismus in Anspruch zu nehmen. Umso wichtiger wird die Frage, auf *welche* Linien der Bibel man sich bezieht.

Bereits die frühe Kirche zeigt da ein zwiespältiges Bild. Die *Traditio Apostolica*, eine Kirchenordnung aus dem frühen 3. Jahrhundert, bestimmt, unter welchen Umständen einer, der bereits Soldat ist, Christ *werden* und Soldat *bleiben* kann. „Ein Soldat“, heißt es da (in Kap. 16), „der unter Befehl steht, soll keinen Menschen töten. Erhält er dazu den Befehl, soll er diesen nicht ausführen, auch darf er keinen Eid leisten. Ist er aber dazu nicht bereit, weise man ihn ab“[5], d.h. er kann kein Christ werden. Das gilt für Soldaten, die Christen geworden sind oder werden wollen. Dass einer, der schon Christ ist, Soldat werden könne, wird strikt ausgeschlossen. Doch bereits ein Jahrhundert nach der Abfassung dieser Kirchenordnung verfügte in der Regierungszeit des Kaisers Konstantin das Konzil von Arles (314), dass jeder Deserteur, auch wenn er Gewissensgründe geltend machen kann, vom Empfang der Sakramente auszuschließen sei. *Noch* ein Jahrhundert später konnten unter Kaiser Theodosius nur noch Christen Soldaten werden. So rasch und so gründlich wandelte sich das Verhältnis von Kirche und Kriegsdienst. Es änderte sich in dem Maße, in dem Christen von Gegnern des römischen Staates zu dessen Trägern wurden. Eine theologische Legitimation des Soldat-Seins und des Krieges bestimmte fortan die Hauptlinien der Kirchengeschichte – in beiden großen Konfessionen. Aber es gab und gibt daneben und dagegen auch die Minderheit der Friedenskirchen, der Mennoniten z.B. und der Quäker. Die Christentumsgeschichte ist da – wie so oft – nicht eindeutig, aber gerade deshalb ist es immer wieder darum zu tun, das jeweils Andere nicht dem Vergessen anheim zu geben.

Ein Deserteursdenkmal? Ja! Ein „Kriegerdenkmal“ wünschte ich mir da, dessen Bezeichnung als Imperativ zu lesen ist: „Krieger, denk mal!“ Ein Denkmal sollte es sein, das – in welcher Form auch immer das möglich werden mag – den einzelnen Menschen und ihren ganz persönlichen Geschichten Gestalt gibt. Keines, das sie wie die Soldaten des Kriegsklotzes hier am Stephansplatz zu einer gesichtslosen Kolonne macht. Ein Denkmal für Deserteure wünschte ich mir, das ihnen das Recht bestätigt, beim Töten und Getötet-Werden einfach nicht länger mitgemacht zu haben. Eines, das sie für keine wie auch immer geprägte Überzeugung vereinnahmt – und wäre es meine eigene. Das, wofür sie stehen, ist und bleibt mit einer Bemerkung des am Schluss meiner kleinen Rede noch einmal zu zitierenden Alfred Andersch „eine ganz private und subjektive Wahrheit“. „Aber“, so setzt der angstvoll-mutige Deserteur und kluge Autor fort: „ich bin überzeugt, daß jede private und subjektive Wahrheit, wenn sie nur wirklich wahr ist, zur Erkenntnis der objektiven Wahrheit beiträgt.“[6]

---

[1] *Bertolt Brecht*, Leben des Galilei, in: *Ders*., Gesammelte Werke 3, Stücke 3, Werkausgabe Frankfurt a.M. 1967, 1229-1345, hier 1341.

[2] *Alfred Andersch*, Die Kirschen der Freiheit. Ein Bericht (Erstausgabe Frankfurt a.M. 1952), Tb.ausg. Zürich 2006, hier 62; dazu auch der Band „Materialien zu Die Kirschen der Freiheit von Alfred Andersch“, hg. v. Winfried Stephan (zuerst Frankfurt a.M. 1992), Zürich 2002. Der Band enthält Lektoratsgutachten, sodann in großer Fülle Reaktionen auf das erschienen Buch, die von heftigsten Ablehnungen bis zu (meist zögernden) Zustimmungen reichen, sowie (ebd. 244-248) einen am 24.6.1990 in der TAZ erschienenen Text von *Norbert Haase*, der das Buch auch auf die aktuelle Debatte über Deserteure und Deserteursdenkmäler bezieht. Dessen letzter Satz lautet: „Wie notwendig ist das ein DENKmal für Deserteure“ (ebd. 248).

[3] A.a.O., 64.

[4] Man lese Richter 20,16 und Richter 7,5-7.

[5] *Traditio Apostolica/ Apostolische Überlieferung*. Lateinisch und deutsch. Übersetzt von Wilhelm Geerlings, in: Fontes Christiani Bd. 1, Freiburg i. Br. 1991, 141-313, hier 248f..

[6] A.a.O., 54.

Friedrich Schorlemmer

Soldatsein als Gefährdung fürs Menschsein

Ein sehr ernstes Thema bei so schönem Wetter… Ich will jetzt keine depressive Stimmung verbreiten, doch wir haben verabredet, dass ich über das „*Soldatsein als Gefährdung des Menschseins“* spreche. Ich habe dazu so viel gefunden, dass es mich erschüttert hat, als ich mir genauer vor Augen führte, wie schnell ein normaler Mensch einfach dadurch, dass er bei der Armee kaserniert wurde, elementare zivilisatorische Leistungen, die ihm beigebracht wurden, so schnell vergessen, ja hemmungslos verlieren kann. Das verschärft sich, wenn er in den Krieg zieht und er unter (unbedingtem) Befehl einen Gegner besiegen, also auch mit allem Einsatz töten soll, wobei der „Feind“ auf der anderen Seite dasselbe zu tun hat. Das wurde jahrtausendelang einfach „Kriegshandwerk“ genannt.

Mitempfinden muss man sich dabei abtrainieren. Mut und Tapferkeit wird dem überlebenden Sieger zugesprochen. Die eigenen Toten werden Helden genannt, die „für uns“ ihr Leben eingesetzt hätten. Das mag in einem früheren reinen Verteidigungskrieg unter Beachtung der Kriterien für einen „gerechten Krieg“ noch gelten, aber inzwischen gilt es, Krietien für einen „gerechten Frieden“ aufzustellen und sie (welt-) politisch durchzusetzen.

Wir Deutschen haben eine erschreckende Geschichte hinter uns.

Heinrich Himmler pries seine SS-Chargen für das 200-millionenfach geplante Auslöschen der Russen in der Universität in Charkow 1943 – nach Stalingrad noch! Er hatte dort eine in welthistorischen Dimensionen angelegte Feindvernichtungsrede gehalten, die nicht nur das Menschsein als Deutscher, sondern auch die deutsche Sprache besudelt hat.

Vor 25 Jahren habe ich auf einer der Ökumenischen Versammlungen für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung meinen kleinen Redebeitrag begonnen mit den Sätzen von Wolf Biermann, die uns damals sehr wichtig geworden waren:

„Soldat, Soldat in grauer Norm / Soldat, Soldat in Uniform /
Soldaten sind sich alle gleich / lebendig und als Leich.“

Darauf erhob sich außer der Reihe der hochverehrte Bischof Gottfried Forck und widersprach heftig, denn er würde sich sehr für Wehrdienstverweigerer einsetzen. Aber so könne man nicht über diejenigen reden, die sich anders entschieden hätten. Ich hätte pauschal das Militär und die jungen Soldaten beleidigt. Forck hatte freilich nicht gemerkt, dass der Text gar nicht von mir stammte und die „graue Norm“ auf das Grau der Uniformen der Wehrmacht und der NVA – samt Schwur des unbedingten

Gehorsams - anspielte. Er wollte klarstellen, dass es zwei zu respektierende Entscheidungen gebe: man kann Soldat werden oder nicht. Ich hab auch verstanden warum. Er als früherer Offizier der Deutschen Wehrmacht hatte sich nach dem Erleben des Kriegsgrauens zu einem Anwalt der Bausoldaten bzw. Wehrdienstverweigerer entwickelt, aber die Entscheidung für den Wehrdienst bei der NVA nicht abwerten wollen.

Was die Deutsche Wehrmacht angerichtet hat - und zwar nicht nur die Verbrechen, die sie „im Feindesland“ begangen hat, sondern auch das, was sich *in* den Menschen abgespielt hat, was der Krieg aus den jungen Leuten gemacht hat, die zunächst ganz hurtig „an die Front“ gegangen waren - das konnten wir vor kurzem in dem dreiteiligen Fernsehfilm "Unsere Väter, unsere Mütter" nacherleben. Wer die Dokumentation, die sich daran anschloss, nicht gesehen hat, der könnte das einfach als Filmfiktion abtun. Wer aber die Dokumentation danach sah, musste mitkriegen, wie schnell Krieg Menschen die Menschlichkeit wegnimmt, sie von innen zerstört. Und ich füge hinzu: Da ich Pfarrer in der DDR war, hatte ich oft mit Leuten zu tun, die bei der Armee unter den Quälorgien gelitten haben, die es in den Kasernen gegeben hat. Die fast überall gängigen obskure Rituale gingen nicht von den Vorgesetzten aus, wurden aber geduldet und nicht sanktioniert.

Und Sie erinnern sich sicher an Bilder, wie deutsche Soldaten in Afghanistan vor Leichnamen von Taliban posieren. Wie schnell ganz normale Leute - das sind wir alle, Sie und ich - in einer solchen Struktur verändert werden und an sich und mit sich selbst etwas Dunkles erleben.

Wer Kriegerdenkmale baut und Gefallene ehrt, an tote Ehemänner, Söhne und Väter in Trauer erinnert, darf nicht an der bitteren Tatsache vorübergehen, dass da keineswegs Opfer, gar Helden geehrt werden können: Der tote Soldat ist einer, der beim Schießen erschossen wurde. Oder der gerade einen erschossen hatte und das Pech hatte, dass ein anderer ihn erschoss. Und der sich durch seine jeweilige Regierung hatte legitimieren lassen, das, was sonst als höchstes Verbrechen gilt, nämlich einen Menschen zu töten, nun auf Befehl tut und nach überstandener Lebensgefahr tapfer genannt wird. Genau darauf hatte Kurt Tucholsky 1931 in seinem berühmten kleinen Aufsatz „Der bewachte Kriegsschauplatz“ hingewiesen. Tucholsky ist heute vor 75 Jahren gestorben; sein Hinweis auf die „Abdeckerei des Krieges“ mündete in den bis heute sehr provozierenden Satz: „Soldaten sind Mörder.“

Beim Schießen wurde er erschossen, mein eigner Großvater, in der ersten Kriegswoche schon, als es gegen die „Erbfeind Frankreich“ gegangen war. Meine Großmutter hat bis zu ihrem 95. Lebensjahr auf ihn gewartet, weil er als verschollen galt. Er war wie alle anderen als ein Dorfschullehrer, begeistert in diesen Krieg gezogen, für die Kultur, die deutsche Kultur, gegen die Zivilisation, wie sie angeblich die Franzosen repräsentierten.

Also die Alternative heißt im Krieg immer: Er oder ich - erschießen oder erschossen werden. Ich oder Du, heißt die tödliche Alternative. Tapfer wird genannt, wer mutig viele erschossen oder gefangengenommen hatte. Mein Vater hat dann im sog. Rußlandfeldzug das Eiserne Kreuz zweiter Klasse dafür bekommen, dass er einen Soldaten, der ganz nah an die deutsche Einheit herangekommen war, gestellt hatte, ehe dieser seine Sprengladung hatte hochgehen lassen können. Was aus dem von ihm gefangengenommenen Russen wurde, hat er damals nicht gefragt. Ich schelte ihn nicht. Aber wenn man sieht, was Deutsche mit russischen Kriegsgefangenen gemacht haben, dann muss man hinnehmen, was Russen mit deutschen Kriegsgefangenen gemacht haben. Diesen Zusammenhang muss man immer mitbedenken, selbst wenn Deutsche 1944/45 Schlimmes erleiden mussten.

Günter Dehn, ein evangelischer Theologe, hat es 1928 gewagt - zehn Jahre nach dem 1. Weltkrieg - in Magdeburg dies auszusprechen: "Es ist allgemein üblich, dass von der Kirche der Tod fürs Vaterland unter das Bibelwort gestellt wird: 'Niemand hat größere Liebe denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde'." (Schauen Sie mal 2013 in ganz Deutschland, an wie vielen Kriegerdenkmalen genau diese Bibelstelle Joh. 15, V. 13 eingemeißelt ist.) Dehn fuhr fort: "Wir wollen ganz gewiss diesem Tod seine Würde und auch seine Größe lassen;" - das war das allgemeine Denken in dieser Zeit - "aber ebenso gewiss wollen wir auch die Wahrheit sagen. Es wird bei dieser Darstellung eben außer Acht gelassen, dass der, der getötet wurde, eben auch selbst hat töten wollen. Damit wird die Parallelisierung mit dem christlichen Opfertod zu einer Unmöglichkeit." Ich kann dem nur zustimmen.

Über Günter Dehn brach eine richtige Hetzkampagne herein. Er sollte in Heidelberg Professor werden, konnte es nicht werden, sollte in Halle Professor werden, aber dort haben nationalsozialistische Studenten seine Bücher verbrannt. Wegen dieser Haltung! Wegen dieser Klarheit.

Mein Vater hat ab 1932 in Halle studiert und hat mir nie davon etwas erzählt - er muss das miterlebt haben - dass am 10.Mai 1933 auf dem Universitätscampus die Bücher von Günter Dehn, Kurt Tucholsky, Carl von Ossietzky, Thomas und Heinrich Mann … unter Gejohle verbrannt worden sind.

Mein Vater hat vom ersten Tag an als Sanitäter am Überfall Deutschlands - der sog. Deutschen Wehrmacht - auf die Sowjetunion 1941 teilgenommen und ist bis kurz vor Moskau gekommen. Er schrieb sieben Tage nach Kriegsbeginn in sein Tagebuch:

"Wir gingen einige Schritte in den Wald, da sahen wir die Schützenlöcher, da lagen die Russen, wie sie gefallen waren. Bleckend zeigten die im Tod verzerrten Gesichter ihre blendenden Zähne. Ein Schütze hockte mit aufgepflanztem Bajonett zum Sprunge gekrümmt in seinem Loch, als wollte er im nächsten Augenblick herausspringen. Eine Handgranate hatte ihm Kopf und Gesäß zerrissen. Im Nebenloch lag ein anderer vollkommen verbrannt, dass man Mühe hatte zu erkennen wo Gesicht und wo Beine waren. Auch auf der Straße längs lagen die Russen noch unbeerdigt. Von der Stadt Sluzk stehen nur noch Kamine, nur wenige Häuser,

darunter das Rathaus sind unbeschädigt. Und vor dem Rathaus steht ein überlebensgroßes Denkmal Lenins auf einem hohen Podest."

Am 13.2.1942, als die Deutschen immer noch siegten notiert mein Vater: "Am Morgen wurde noch ein Befehl verlesen, der zum verschärften Vorgehen gegen die Zivilbevölkerung mahnt. Sie soll mehr Furcht vor den deutschen Soldaten bekommen als vor den Russen + Partisanen. Dörfer wo sich Partisanen zeigen sollen ausgerottet werden, Mann, Weib + Kind. Die letzte Kuh, das Saatgetreide, alles kann geholt werden. Es ist kein ritterlicher Kampf, es ist Vernichtungskrieg in seiner blutigsten Form." Er hat uns nie etwas davon erzählt. Ich lese jetzt sein Tagebuch und bin davon berührt, dass er sich hat noch sensibilisieren lassen. Wie hat er das alles ausgehalten? Und er hatte dadurch Glück, dass er angeschossen wurde, nicht wieder an die Ostfront zurückbeordert wurde. Sonst wäre ich wohl auch nicht geboren. „Jahrgang 44“

In seinem Tagebuch lese ich, dass es ein selbstentlastender Mythos von „der guten Deutschen Wehrmacht“ und der bösen, brutalen, dann erst nachrückenden SS ist.

Heinrich Himmler machte den SS-Divisionen ein gutes Gewissen. In seiner berüchtigten Rede im Oktober 1943 in Posen dankte er den SS- Offizieren: „100 Leichen - nun gut, aber 1000 Leichen! Und das mit angesehen zu haben und dabei anständig geblieben zu sein, das ist eine nie zu nennende Ruhmestat.“

Wir alle müssen wahrnehmen, dass die zivilisatorischen Leistungen des Menschen nur ein dünner Firniss sind, der leicht angekratzt werden kann. Ein Soldat muss sich sein menschliches Mitempfinden mit dem Feind abtrainieren, will er nicht "verrückt werden". Dieses Abtrainieren vollzieht sich in der Regel schnell. Jener gerade vieldiskutierte Film "Unsere Väter, unsere Mütter" stellt im Ganzen – nach historischer Quellenlage – das Geschehen richtig dar, auch wenn an einigen Stellen der polnische Antisemitismus überzogen erscheint.

Wo Staaten gegeneinander Krieg führen, wird dem Sinnlosen stets ein Sinn verliehen.

Das Töten, ein Morden auf Befehl im Kampf für die eigene gute Sache, wird moralisch und juristisch gerechtfertigt. Und dass das nicht nur für die faschistische Armee gilt, lässt sich etwa daran demonstrieren, was der US-amerikanische Erfolgsautor Kevin Powers, der selber zwei Jahre lang im Irak-Krieg gekämpft hat, just heute in der WELT in einem Interview dargestellt hat. Der Interviewer sagt zu ihm: "Sie waren ein Patriot." Er: "Das gehört auch zu einer Kindheit in Virginia; man fühlt sich den Gründervätern dort sehr nah. Und ich vertraute meiner Regierung. Ich glaubte an ihre Tugendhaftigkeit. Ich habe an Amerika und seine Ideale geglaubt. Und letztlich tue ich das immer noch." (Das werfe ich Powers nicht vor - aber dass er dies glaubte und nicht kritisch fragte, als George W. Bush Präsident war.) Der Interviewer fragt weiter: "Es fällt mir nicht ganz leicht, Sie mir als Soldat vorzustellen." Darauf Powers: "Die Army ist sehr gut darin, einen normalen Menschen in einen

Soldaten zu verwandeln, und den Machismo, der in einem steckt, hervorzukehren - selbst wenn der nur sehr klein war bei ihm".

Krieg kann die dunkle Seite in uns freilegen, kann etwas auslösen. Insofern ist der Krieg selber schon, nicht erst wenn er tötet, etwas, das das Menschsein des Menschen tötet. Der WELT- Frager weiter: "Im Original heißt Ihr Roman 'The Yellow Birds', nach einem Marschlied, das davon erzählt, wie man einen kleinen gelben Vogel ins Zimmer lockt, um ihm dann 'den Scheiß-Schädel zu zerschmettern'. Haben Sie dieses Lied gesungen?" Darauf er: "Oh ja, das Lied ist weit verbreitet. So ziemlich jeder in der Army hat es gesungen. Der größte Schock aber war, dass das Lied mich irgendwann nicht mehr schockierte."

Das ist es! Und das erkennt Powers jetzt, nachdem er ins Zivilleben zurückgekehrt ist: "Als ich wieder zu Hause war, habe ich begriffen, wie grundlegend meine Verwandlung gewesen war." Er ist wieder zur Zivilperson geworden und nicht mehr ein Soldat. "Soldat, Soldat in grauer Norm, Soldat, Soldat in Uniform, Soldaten sind sich alle gleich, lebendig und als Leich'…." – nicht nur in grauer Uniform!

Ich schließe mit einer Überlegung, die sich an das Himmler-Zitat anschließt: Wer aus dem 2. Weltkrieg, aus diesem verbrecherischen Raub- und Vernichtungskrieg desertiert ist, hatte Mut, hatte für sich noch gerade rechtzeitig die richtige Einsicht, sich diesem Zerstörungs- und Tötungssystem zu entziehen. Deserteure, sogenannte "Kriegsverräter" haben es nach dem Krieg schwer gehabt, akzeptiert zu werden, weil sie als Vaterlandsverräter galten.

Nein, dieser Krieg war Vaterlandsverrat! Und er war Verrat an der Zivilisation.

Wer den Film "Der Turm" gesehen hat, erinnert sich sicher daran, was einem jungen, etwas dicken Wehrpflichtigen angetan und wie er gequält wurde, auch in der Nationalen Volksarmee, "bei der Asche". Das stimmt alles so. Dass junge Männer für drei Jahre im Tausch für einen Studienplatz in Medizin an die Grenze gegangen sind, um Menschen - im Notfall - zu erschießen, auch das stimmt. Und dass da nicht wenige junge Männer Gewissensbisse hatten, das glaubt mir bitte auch. Aber dass Töten unglaubliche destruktive Kräfte auslösen kann, stimmt generell, auch wenn es Ausnahmen gab und gibt.

Deswegen bleibt die Parole aus der Zeit nach dem 1.Weltkrieg aktuell: "Krieg dem Kriege". Wir haben alles daran zu setzen, auch gewaltige Konflikte möglichst gewaltlos zu lösen, vorrangig immer auf Politik, aufs Verhandeln, auf zivilen Druck zu setzen, den *gerechten Frieden* zu suchen und nicht weiter den *gerechten Krieg* zu führen.

Garnisonskirche in Potsdam

Im anschließenden Interview wurde Friedrich Schorlemmer nach den Plänen für den Wiederaufbau der Garnisonskirche in Potsdam gefragt: „Ist darin möglicherweise auch eine Anknüpfung an diese unseligen, von Ihnen kritisierten militärischen Traditionen zu erkennen?“

Ich hielte es für ein sehr fatales Signal, wenn wir für 100 Millionen - zunächst einmal 40 Millionen für den Turm und dann nochmal 60 für die Kirche - dieses Symbol des deutsch-preußisch-protestantischen Militarismus wieder aufbauen würden. In Potsdam gibt es eine Friedenskirche; und die Räume für die Gebete der Gläubigen in Potsdam reichen nach meiner Kenntnis aus. Was würde es denn heißen, wenn - was jetzt geplant ist - der Turm dieser Kirche am 30. Oktober 2017 eingeweiht werden soll. Was soll denn das bedeuten? Das kann man doch nur miß-deuten… Da frage ich mich manchmal auch - weil ich gut mit ihm befreundet war - warum Wolfgang Huber (ehemaliger Vorsitzender des Rates der EKD) das ganz groß betreibt...

Ich würde gern wissen, was in dieser Kirche, sagen wir nach dem Siebenjährigen Krieg, nach den Befreiungskriegen, nach 1918, nach dem 9. November 1938, nach dem „Fall von Paris“ im Juni 1940, was da geredet, gebetet, gesprochen, gepredigt wurde. Dieser Raum ist besudelt. Seine Reste wurden 1968 auf Ulbrichts Geheiß gesprengt. Der DDR-Bauherr Ulbricht betätigte sich gern auch als Kirchenspreng-meister. Die rigoros durchgesetzte Sprengung war politisch-ideologisch und sozialistisch-städtebaulich motiviert.

Nun könnte wohl eine Erinnerungstafel angebracht oder ein kleines Mahnmal an jener Stelle errichtet werden - ein Mahnzeichen, das an Krieg, Bombardierung und Sprengung erinnert. Aber doch bitte kein Wiederaufbau! Es scheint mir unangemessen, dies zu vergleichen mit dem Wiederaufbau der Frauenkirche in Dresden.

Außerdem: Vor und in dieser Kirche gab es mit dem Handschlag von Hindenburg und Hitler am 21. März 1933 ein schreckliches Symbol, das Goebbels geschickt für die Nazis hat nutzen können, als sichtbaren Schulterschluss zwischen dem Nazismus mit Reichswehr, SA, dem Stahlhelm einerseits und dem Bürgertum, repräsentiert durch die Nationale Deutsche Volkspartei, die DVP, die Deutsche Zentrumspartei und schließlich durch die Kirche andererseits. Der greise Hindenburg an der Spitze. Der im Frack erschienene Verbrecher Hitler erweckte den Eindruck, es wäre etwas ganz Ziviles, was da mit den Nazis und ihren paramilitärischen Verbänden auf die Deutschen politisch und personell zukommen würde.

Dieser Tag ist ein Schandtag für unser Land, aber auch für unsere Kirche, der Handschlag am 21. März 1933. Und ich finde, er muss in unserer Schand-Erinnerung bleiben, aber nicht durch Wiederaufbau.

Also: warum Wolfgang Huber diesen Wiederaufbau so betreibt, kann ich mir noch immer nicht erklären, zumal nicht, weil er wie ich viel von Bonhoeffer gelernt hat und ihn verehrt.

Ich verstehe zwar, dass Nachfahren einiger Widerständler, die zu dieser Gemeinde gehört hatten, an ihre Väter erinnert wissen wollen. Aber muss dafür diese Kirche her? Und kann das ein Versöhnungssymbol werden- Versöhnung von wem mit wem?

Da die Garnisonkirche politisch ein nationales Projekt ist, darf sich die Debatte nicht auf Potsdam beschränken. Und ich muss sagen, es muss alles dafür getan werden, dass kein Euro öffentliches Geld reingesteckt wird. Nur: diese Kirche gehörte gar nicht der Kirche, die gehörte dem Staat und jetzt rekurrieren die Initiatoren wiederum auf dieses Bauwerk und sagen: Ja, das ist eine Staatskirche und damit praktisch eine nationale Staatsaufgabe. Ich wüsste andere nationale Staatsaufgaben zu nennen: in der Kultur und im Sozialen.

Die Garnisonskirche soll außerdem zu einer Kirche werden, in der der Verteidigungsminister an einem würdigen Ort derer gedenkt, die bei unseren militärischen Aktionen im Ausland ums Leben gekommen sind. Das ist doch eine problematische Tradition. Solange ich lebe, möchte ich mich gegen jedes Wiedererstehen solch christlich-soldatischer Traditionen aussprechen. Jetzt braucht es einen breiten zivilen, gewaltlosen, argumentativen Widerstand.

Als ich 18 war, habe ich den Text von Wolfgang Borchert "Sag nein" gelesen. Und mein Vater - der war kein Militarist, kein Antisemit und wurde auch kein Nazi - dafür bin ich ganz dankbar - hat mir, als ich 14 war, den Schlussteil von "Im Westen nichts Neues" vorgelesen. Man könnte doch an die Stelle, an der die Garnisonskirche stand, den Text "Sag nein" von Borchert anbringen: Du Pfarrer auf der ganzen Welt, du Soldat, du Bäcker, du Mutter... Wenn sie morgen befehlen "Du sollst...", dann gibt es nur eins: Sag nein. Und dieses SAG NEIN braucht das JA zum Frieden, nicht nur das NEIN zum Krieg.

Es liegt jetzt an uns allen, ob wir aufmerksam bleiben, damit dieses nationale Symbol in seiner verheerenden Tradition so nicht wieder errichtet wird. Es ist ja nicht bloß eine Gebäude, das dort gebaut würde, sondern Ausdruck einer Gesinnung, einer Tendenz, auch wenn die Initiatoren daraus einen Ort der Versöhnung zu machen gedenken. Versöhnung womit?

Nachträglicher Hinweis von Friedrich Schorlemmer:

Vergleiche mein Buch **„Klar sehen und doch hoffen. Mein politisches Leben“ 2012** (besonders S. 31ff. 235ff. 330f.)

Mein Vater notierte in sein Tagebuch, das am 21.6.1941 an der deutsch-russischen Grenze beginnt – einen Tag, bevor das Unternehmen „Barbarossa“ seinen Schreckenslauf nimmt..

„Samstag, 21.6.1941

Wir liegen seit vorgestern Nacht in einem kleinen Wäldchen, das nur wenige Kilometer vom Bug entfernt sein soll. Wir haben ein Zeltkamp aufgebaut und faulenzen in die wunderschönen Tage hinein. Gegen Abend und in der Nacht hören wir ferne Detonationen. Die Russen scheinen zu sprengen. Der Sonnenuntergang tauchte das flache Land von zahlreichen Waldstücken in ein goldenes Licht, daß man den Krieg vergessen konnte. Doch das stumpfe Sprenggeräusch jenseits des Flusses ließ uns immer wieder an das bevorstehende Ereignis denken. Gestern wurde uns das allgemeine Marschrichtungsziel bekanntgegeben. Unsere Division soll in Verbindung mit den anderen, nach Erzwingung des Bugübergangs und Durchbrechung der feindlichen Befestigungslinien, in Gewaltmärschen auf Moskau vorstoßen. Die Verproviantierung der Truppe soll ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zivilbevölkerung aus dem Gebiet selbst gewonnen werden, da man wahrscheinlich vom Nachschub abgeschnitten wird. Heute Nacht sollen wir in das Dorf, dessen Kirchturm vom Waldrand aus sehen kann, abrücken. Eine Schule wird der Ort unseres ersten Hauptverbandplatzes sein. In dieser Nacht soll der erste Stukaangriff auf die russischen Linien erfolgen. Die letzte Post geht heute fort. Wer weiß, wann sich wieder einmal die Gelegenheit zum Schreiben bietet. An Mutter und Anne habe ich ganz knapp geschrieben und sie auf die Ereignisse vorbereitet, von denen die beiden wohl schon wissen werden, wenn mein Brief sie erreicht.“

Am ersten Kriegstag, einem Sonntag, notiert er: *„Sonntag 22- 6 -*

… 6 h erste Verwundete. Im ganzen kommen 87 Verwundete, darunter 2 Russen. Staunend und neugierig wird der erste Russe betrachtet. Junger Kerl, asiatischer Typ, sehr schlechte, zerlumpte und geflickte Uniform. Unsere Schützen sind beim Vorgehen auf zähen Widerstand gestoßen. Die meisten Verletzungen kommen auf die Baumschützen. Besonders ein Scharfschütze in einem Bunker, soll, nach Aussagen der Verwundeten, allein ca. 12 Tote und viele Verwundete gemacht haben. Selbst Patz, konnte ihn nicht erledigen. Granatsplitterverletzungen durch eigene Artillerie standen an zweiter Stelle. Bis abends ½ 9 wird pausenlos gearbeitet.“

Bereits am 23.6. bekommt er mit den zivilen Opfern zu tun.

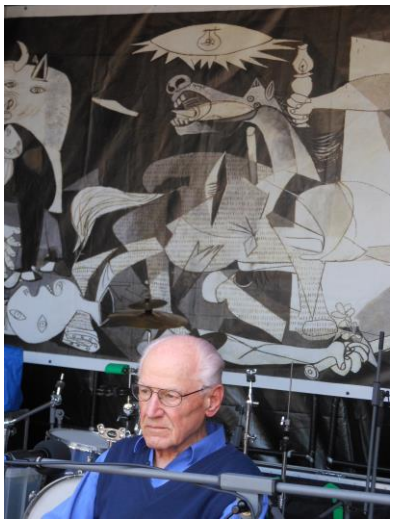
„…Am Nachmittag kam ein Panjewägelchen. Ein Ukrainer aus Sbunice, jenseits des Bug, brachte auf Heu eine traurige Last. Auf Heu hatte er zwei seiner 6 Kinder liegen. Die Gesichtszüge aller drei zeigten nichts Slawisches. Man hätte den Alten für einen Professor halten können, der älteste Junge hatte, nach dem Vater artend, scharfe feine Gesichtszüge, wunderbare blaue Augen. Der Kleine wurde operiert, beim Großen kam jede Hilfe zu spät (Gasbrand). Er wollte weiter in ein Hospital. Ich redete ihm das aus. So fuhr er dann in sein Dorf zurück, um erst den Tod des Ältesten abzuwarten.“

Mein Vater hat sich in den letzten Jahren seines Lebens fast ausschließlich mit der Geschichte von 1933 bis 1945 befasst und hatte dafür keine Gesprächspartner mehr.

Er war und blieb ein warmherziger Mensch, der mit Respekt von den Russen sprach, insbesondere von den russischen Müttern, die anfangs in den deutschen Soldaten mitten im strengen russischen Winter immer noch zuerst die Menschen sehen konnten, nicht bloß die Okkupatoren.

Ludwig Baumann

Aus dem Tod zum Leben



Liebe Freundinnen und Freunde,
Ulrich Hentschel hat mich um einen Beitrag mit dem Titel „Aus dem Tod zum Leben“ gebeten. Ich weiß nicht, ob ich diesen Anspruch erfüllen werde, aber Programm und Thema haben mir sofort gefallen. Ich denke, unser Kampf um Rehabilitierung der Opfer der Wehrmachtjustiz war und ist ein Beitrag, der dem Thema gerecht wird. Als gebürtiger Hamburger freue ich mich besonders, hier und heute mitwirken zu können.

Meine Eltern lebten in Altona, das war damals noch Preußen. Anlässlich meiner Geburt ist meine Mutter nach Hamburg gefahren zur Entbindungsanstalt früher hier in der Nachbarschaft, am Dammtor, damit ich ein Hamburger Junge werde. Meine Eltern kamen beide aus sehr armen Verhältnissen und mein Vater hatte es mit großem Fleiß, mit großem Ehrgeiz zu einem Besitz gebracht und er wünschte sich natürlich, dass sein einziger Sohn auch so erfolgreich werden wird. Dem habe ich nicht genügen können. Als ich zur Schule kam war ich Legastheniker. Das war damals noch gar nicht bekannt. Meine Eltern mussten einfach denken, ich sei dickfällig. Ich musste jeden Tag stundenlang büffeln, und das war auch schlimm für mich. Ich kam dann mit 14 in die Maurerlehre und mit 15 starb mir meine Mutter. Da ist mir wohl meine Welt zusammengebrochen. Ich fing dann an zu rebellieren, mich zu verweigern. Ich bin nicht in die Hitler-Jugend gegangen, obwohl sie mich dazu gedrängt haben.

Als ich Anfang 1941 Soldat wurde, da habe ich mich auch gleich verweigert, habe Befehle verweigert. Ich war zur Marine eingezogen, kam nach Bordeaux zur Hafenkompanie. Viel zu bewachen gab es da nicht, außer Beutegut, denn die westlichen Alliierten hatten dort die Häfen blockiert. Wir hatten Freundschaften zu den Franzosen im Hafen. Und dann sind mein Freund Kurt Oldenburg und ich mit Hilfe der Franzosen desertiert. Wir wurden an der Grenze verhaftet und in Bordeaux zum Tode verurteilt. Ich war 10 Monate in der Todeszelle, Tag und Nacht an Händen und Füßen gefesselt. Ich wurde gefoltert, auch darum, weil ich die französischen Freunde vom Widerstand nicht verraten habe. Aber auch weil wir mit Spaniern, mit Geiseln dort einen Ausbruchversuch unternommen hatten. Das waren ca. 90 Geiseln, Männer, aber auch Jungs dabei von zehn, elf, zwölf Jahren. Ungefähr drei Wochen nach diesem misslungenen Ausbruchversuch wurden die Angehörigen auf den Gefängnishof gebracht, um sich zu verabschieden. Da sah ich dann Frauen und Mütter, die ihre Kinder und Männer in die Arme nahmen und schrien und sie nicht loslassen wollten. Und ich sah Soldaten der Wehrmacht, die sie brutal auseinander

rissen. Sie wurden alle umgebracht, auch die Kinder.

Von Bordeaux aus kam ich dann nach Esterwegen im Emsland und dann nach Torgau. Wir waren ja wehrunwürdig und sollten in Torgau überprüft werden, ob wir körperlich geeignet waren wieder Soldat zu werden. Torgau an der Elbe war das größte Wehrmachtsgefängnis: Circa 60.000 Gefangene, über 1.300 wurden erschossen, erhängt oder geköpft. Weil ich Diphterie hatte, war ich nicht fronttauglich und wurde innerhalb der Festung Freigänger. Und da erinnere ich mich an einen Kameraden ganz besonders: Johann Lukaschitz. Er hatte dicke Hand- und Fußfesseln. Seine Gelenke bluteten. Er musste zum Revier, weil er verbunden werden musste. Die Ketten schepperten über die Steine. Ich habe das oft erlebt. Wir sind Freunde geworden. Später, als wir uns zum letzten Mal sahen, sagte er: „Nie wieder Krieg." Das ist mir tief im Gedächtnis geblieben. Er wurde dann einige Tage später in Halle enthauptet.

In Torgau kamen wir Gefangenen, die Wehrmachtsdeserteure, also an die Ostfront zum Strafbataillon. Und diese Strafbataillone wurden nur noch dort eingesetzt, wo mit der sogenannten „verbrannten Erde" alles niedergemacht worden war. Fast keiner der ganzen Dörfer und Einwohner hat überlebt. Aber auch von uns hat fast keiner überlebt; auch mein Freund Kurt Oldenburg nicht. Ich wurde verwundet, kam nach Brünn ins Lazarett und konnte überleben.

Wir haben nach dem Krieg gehofft, dass unsere Handlungen anerkannt werden würden. Aber wir wurden nur als Feiglinge, Kriminelle, Vorbestrafte beschimpft, bedroht. Ich konnte es nicht ertragen, habe mich öffentlich zu Wort gemeldet. Doch ich wurde dann von alten Kameraden zusammengeschlagen. Als ich zur Polizei ging, um Anzeige zu erstellen, wurde ich dort noch einmal zusammengeschlagen. Mein Vater hat dies alles miterleben müssen. Er ist dann 1947 verstorben, wohl auch aus Kummer. Ich war so sehr kaputt und traumatisiert, dass ich dann mit anderen zusammen in einigen Jahren meinen ganzen Besitz vertrunken habe. Die anderen, die mitgetrunken haben, waren sicherlich auch kaputt vom Krieg.
Ich bin nach Bremen gekommen und habe meine Frau kennengelernt. Ich habe mich aber nicht fangen können, habe weiter getrunken. Ich konnte vielleicht nicht anders. Und dann ist meine Frau bei der Geburt vom sechsten Kind gestorben. Erst von da an habe ich auch Verantwortung für mich übernehmen können.

Ich habe die Kinder alleine aufgezogen und bin in die Friedensbewegung gekommen, die Eine-Welt-Bewegung, damals die Dritte-Welt-Bewegung. Und ich frage mich: Warum bin ich denn gleich dort, nachdem ich wieder auf die Füße kam, hingekommen? Sicherlich auch, weil ich diesen Vernichtungskrieg, ich kann es nicht anders beschreiben, weil ich den als Opfer miterlebt habe. Und warum bin ich in die Dritte-Welt-Bewegung gekommen? Sicherlich auch, weil ich Hungern und Verhungern grausam miterlebt habe.

Der langjährige UNO-Beauftragte für das Menschenrecht auf Nahrung beschuldigt unsere reichen Länder, die westlichen Länder, des millionenfachen Mordes an den Armen , weil wir der übrigen Menschheit zu unserem Vorteil eine Weltwirtschaft aufgezwungen haben und weiter aufzwingen, bei der jeden Tag, auch heute, bis zu hunderttausend Menschen elendig verhungern. Und diese Menschheitsverbrechen müssen vorgeblich auch militärisch verteidigt werden.

In den 60er, 70er Jahren, des letzten Jahrhunderts haben die USA über drei Millionen Vietnamesen getötet und haben davon bis zu hunderttausend grausam mit Napalm ermordet. Was haben die Vietnamesen ihnen denn getan, dass die USA diese Verbrechen begangen haben? Und ich meine, auch die heutigen Kriege sind nicht weniger grausam und verbrecherisch. Was haben wir zum Beispiel in Afghanistan und am Hindukusch militärisch zu verteidigen? Was haben wir da zu suchen? Was wäre denn, wenn die armen Länder militärisch stärker wären und ihre Interesses militärisch am Rhein an den Alpen oder in Nordamerika verteidigen würden?

Ich denke, wir in diesem reichen Land, von keinem bedroht, und mit unserer Geschichte, wir sind aufgerufen zu gewaltfreiem Handeln, uns einzusetzen für Gerechtigkeit, für das Leben, für den Frieden.

Kontaktdaten:
Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz e.V.
c/o Ludwigsburger Str. 22
28215 Bremen
Tel.: 0421-374557; mobil: 0160-91966234
info@bv-opfer-ns-miliaterjustiz.de
www.bv-opfer-ns-militaerjustiz.de